

verändert übernommenen europäischen Ideen sein, die das zukünftige Bild der arabischen Länder bestimmen. Mit anderen Worten: die auf rein europäischen Grundsätzen beruhende Arabische Union ist nicht der Weg, auf dem die Araber ihre Zukunft aufbauen. Sie hat sich nur als eine Summe der arabischen Staaten, aber nicht als Produkt des Arabertums erwiesen. Die gegenwärtige Krise der Union geht auf die Grundlagen und fordert hier eine Entscheidung, die nur im Sinne eines ursprünglichen arabischen und muslimischen Nationalbewußtseins gelöst werden kann.

Schmerzverarbeitung

Von GEORG SIEGMUND

Fügt man einem Tier von außen einen plötzlichen heftigen Schmerz zu, so setzt es sich mit einem Sturm sinn- und planloser Bewegungen zur Wehr. So sinnlos jede einzelne dieser Bewegungen erscheint, so biologisch sinnvoll ist doch der ganze Bewegungssturm: Irgendeiner dieser Bewegungen wird es schon gelingen, die Schmerzsache zu beseitigen. Ist dies dem Tier geglückt, so ebbt seine Erregung langsam wieder ab; es beruhigt sich. Innerlich entstehenden Schmerzen freilich kann ein Tier nicht auf diese Weise entkommen. Es verkriecht sich, legt das schmerzende Glied still und sorgt für Warmhaltung. Gelegentlich ist zu beobachten, daß sich Tiere operativen Eingriffen, wie solche bei Haustieren und Zoo-Tieren vorgenommen werden, willig unterziehen. Eine doppelte Voraussetzung scheint allerdings dafür notwendig zu sein. Einmal muß das Tier in einem emotionalen Vertrauensverhältnis zu seinem Wärter stehen, so daß es sich dessen Behandlung gerne unterwirft. Zum anderen macht die heftig schmerzende Spannung eines Eiterherdes von selbst zu einer Eröffnung bereit, wie wir es ja vom Menschen her wissen. Kranke mit Geschwürdurchbrüchen lehnen eine Operation nie ab.

Ähnlich wie beim Tier kann auch beim Menschen ein wilder Sturm das einzige sein, womit er auf einen hereinbrechenden Schmerz antwortet. Zitternd vor Ungeduld werden sinnlose Abwehrbewegungen ausgeführt, alles Denken scheint ausgeschaltet. In diese zunächst vormenschliche biologische Reaktion der Flucht vor der Schmerzsache kann schon das menschliche Planen und Denken miteingesetzt werden, wobei eben das Ziel vom Biologischen her bestimmt bleibt: so schnell und so leicht wie möglich vom Schmerz loszukommen. Die primitive Besessenheit von dem biologischen Willen zur Abwehr ist gefolgt von einer falschen Einstellung zur Erreichbarkeit des Zieles. In Verkennung der eigenen Natur, die ihre Zeit und ihre Bedingungen zur Einleitung und Vollendung von Heilungsvorgängen eigengesetzlich und unverrückbar festhält, verlangt die Ungeduld des störrisch unbelehrbaren Willens, unbedingt über sich zu verfügen. Diese Unge-

duld will die eigene Geschöpflichkeit nicht wahrhaben, kraft deren der Mensch nicht alleiniger Herr seiner Zeit und Kräfte ist. Ihr kommt heute das Wissen über die erstaunliche Herrschaftstellung entgegen, die der technisierte Mensch über die Natur, vor allem die Medizin über die kranke Natur errungen hat. Primitiver Abwehrwille sieht die erste und wichtigste Aufgabe der Medizin darin, Schmerzen zu beseitigen und abzuwehren. Er will die Aufgabe nicht sehen, die dem Menschen mit jedem Schmerz gestellt ist.

Die Bewältigung der vom Schmerz gestellten Aufgabe ist keineswegs so leicht und natürlich, wie es die Sprichworte „Not lehrt beten“ und „Not macht erfinderisch“ vermeinen. Es ist nicht so, als ob beim Menschen Not reflektorisch von sich aus Gebet oder Erfindungsgeist hervortriebe. Wohl ruft der Schmerz als bedrängende Not mit gebieterischer Eindringlichkeit den planenden und notwendenden Geist wach. Und doch vermag sich oft die Trägheit des menschlichen Geistes trotz aller Not nicht zu erfolgreicher Besinnung aufzuraffen. So kommt es vor, daß un-zivilisierte Volksstämme an Hunger zugrunde gehen, obgleich sie an fischreichen Seen wohnen und die Erfindung des Fischfangs ihrer Not ein Ende setzen würde. Ebenso wenig kann man von der schmerzenden Not der Krankheit behaupten, sie brächte schon von sich aus den Menschen zu einer inneren Einkehr. Das meint der lebensweise Verfasser der „Nachfolge Christi“ (1, 22), wenn er sagt: „Wenige nur werden durch Krankheit gebessert“. Im Gegenteil, der Schmerz zwingt den Menschen zur Beschäftigung mit sich selbst, während das lebendige Interesse an allem andern schwindet. Daher erleiden viele in der Krankheit Schaden an ihrem Charakter; sie gehen in Unruhe, Reizbarkeit und Verdrossenheit unter. An den Leib versklavt, kommen sie von dem bloßen Hinstarren auf das eigene Weh nicht los. Statt zu reifen, werden sie ungeistiger und unherrscher. Unfähig und unwillig, dem Leid entgegenzutreten, sich ihm zu stellen, um „mit ihm fertig zu werden“, bleiben sie auf der Flucht vor ihm und ahnen gar nicht, daß eine geistige Befreiung von dem Druck des Leidens möglich ist. Diesen Leidverfallenen fehlt ein persönlicher seelischer Innenraum, in dem die vom Schmerz gestellte Aufgabe geistiger Verarbeitung und Beherrschung des Leides gesichtet und erfüllt werden kann.

Unterbleibt die geistige Leidbewältigung, so sucht der Kranke, kindlich und primitiv geworden, sich an eine gesunde Persönlichkeit anzulehnen; der eigene, in Frage gestellte Lebenswille, der sich nicht mehr selbst aufrecht zu halten vermag, saugt sich geradezu an die vitale Gesundheitskraft, die von anderen ausstrahlt, an. Ein falsches Mitleid, das der Gesunde dem Kranken gewährt, kann dieses Abgleiten von der gebotenen sachlichen Linie noch unterstützen.

Fühlt sich ein Kranker bemitleidet, so verstärkt und vertieft das ihm von anderen erwiesene Mitleid sein eigenes Leiden, vor allem dann,

wenn er selbst noch keine ausgereifte Persönlichkeit ist. Ein Kind, das sich gestoßen hat, weint um so heftiger, je mehr man es bemitleidet. Auch wenn die Ursache des Schmerzes beseitigt ist und die Schmerzempfindung wieder abebbt, wird das Leid durch das Echo, das es findet, noch größer und lauter. Leid wird festgehalten, um damit Mitleid zu wecken. Können sich kleine Anfänge wiederholen und summieren, so führen sie langsam zu einem hysterischen Verhalten, das eben darin besteht, unwillkürliche Leidenszeichen so in die Gewalt zu bekommen, daß sie willkürlich hervorgerufen und eingesetzt werden können. Man begegnet Kranken, die es verstehen, durch anschaulichen Bericht ihrer Leiden, durch ein todunglückliches Gesicht und ihre Tränen beim Besucher Eindruck zu machen, während andere „nichts von sich her machen“. Man braucht keine bewußte Heuchelei zu wittern, wenn sich einem Patienten, der eben noch einem Besucher mit kläglichster Miene in ergreifenden Tönen sein Leid schilderte, bald nach dem Besuch die Miene wieder erhellt. Wofern es aber ein Besucher oder ein Helfer nicht versteht, die feine Linie der Sachlichkeit zu sehen und einzuhalten, wirkt Mitleid als Gefühl ansteckung. Je mehr und öfter dem Patienten Mitleid entgegengebracht wird, desto mehr senkt sich von Fall zu Fall seine Empfindlichkeitsschwelle, um schließlich in einer wahren Leidenssucht zu enden.

Gerade das hemmungslose Verlangen nach einem Helfer, dem Leidende sich voll überlassen können, an den sie sich anklammern, ja geradezu ansaugen, birgt eine schwere Gefahr in sich. Nicht der sachliche Helfer und Arzt wird gesucht, sondern der „Magier“ (Schöllgen). Werden überspannte Erwartungen nicht rasch erfüllt, so schlagen Hingabe und Vertrauen ebenso schnell und hemmungslos in Mißtrauen und innerliches Sichauflehnen um. Wer kennt nicht das Heer der ressentimentgeladenen Patienten, die kein gutes Haar an der Schulmedizin lassen, deren Arzt nach ihrer Ansicht die Krankheit nicht erkannt, nicht die rechten Mittel angewandt oder gar das Leiden durch Verschleppung unheilbar gemacht habe! Dieses Heer der Enttäuschten bildet die leichtgläubige, leichtbegeisterte, selbst leichtfanatisierte, darum auch völlig unkritische Anhängerenschaft des Kurpfuschers. Es ist nicht zu leugnen, daß der in der Masse erzeugte blinde Glaube an einen Kurpfuscher gelegentlich erstaunliche Heilerfolge zeitigt, die, wiederum aufgebauscht und weitergetragen, seinen Ruhm vermehren. Erwin Liek ist der Tätigkeit einiger zünftiger „Wunderheiler“ nachgegangen und mußte neben verfehlten Diagnosen und Verschlimmerungen auch unzweifelhafte, überraschende Erfolge anerkennen. Verursacht sind diese aber nicht durch sachliche Behandlungsmethoden, sondern durch eine Wiedererweckung des gebrochenen Gesundheitswillens, der sich bedingungslos an einen „Magier“ anklammert und sich ihm vorbehaltlos anvertraut. Auch wenn der Mensch sonst auf hoher Bildungsstufe steht, in der Krankheit sinkt er leicht in infantil primitive Haltungen zurück; urtümliche Dränge der bedrohten

Kreatur werden wach; krampfhaft wendet eine übergroße Angst den Blick von der wirklichen Gefahr ab, läuft in panischem Schrecken vor dem Anblick eigenen Bedrohtseins davon. Sogar der ärztlich Gebildete kann bei eigener Krankheit jedes Maß, selbst die Fähigkeit, die klarsten Anzeichen einer Erkrankung zu beurteilen, verlieren und ist in Gefahr, sich dem in die Arme zu werfen, der ihm unbedingte Heilung verspricht — dem „Magier“.

Wie die Sucht des Kranken nach dem „magischen Helfer“ unmenschlich bleibt, weil sie die vom Schmerz gestellte Aufgabe nicht wahrhaben will, so liegt auch die Liebe, nach der hier verlangt wird, in entscheidenden Punkten unter der Ebene sowohl menschlich-sachlich gebotener Liebe, wie insbesondere der christlichen Nächstenliebe. Es ist sentimental-weichliche Liebe, die kein Blut sehen kann und jedes Leid unbesehen wegschieben und beseitigen möchte. Es ist die Liebe des unreifen Jünglings, der schwärmerisch die ganze Welt umarmen möchte. Er hat noch nicht gelernt, dem Leid standzuhalten, ja er hat es bislang eigentlich erst von außen gesehen, ohne daß es ihn innerlich berührt hätte. Wenn es ihn aber zum ersten Male wirklich trifft, bricht er weltschmerzlerisch klagend zusammen. Ihm fehlt noch die Erfahrungseinsicht, daß alles Werden, insbesondere das seelisch-geistige Reifen und Selbständigwerden nicht ohne schmerzhaftes Geburtswehen möglich ist, noch ohne schmerzliche Lösung von der tragenden Geborgenheit elterlichen Schutzes erfolgt. Schwärmerisch sentimentale Liebe liebt den Menschen so, wie er ist, in seiner bloßen naturalistischen Wirklichkeit, übersieht aber, daß der Mensch als Mensch nie bloße Tatsächlichkeit ist, sondern ein Wanderer zwischen zwei Welten, daß seine menschliche Existenz immer ein Gespanntsein ist zwischen bloßer Wirklichkeit und einem Seinsollen, das in noch unverwirklichter Idealwelt west.

Echte Liebe sieht in der Wirklichkeit des geliebten Menschen dessen Angelegtsein auf eine Idee, die der Verwirklichung harrt. Christliche Nächstenliebe ist in keiner Weise — wie ihr oft fälschlich nachgesagt wurde — bloßes Mitleiden oder Gefühlsansteckung, die im Mitleiden das Leiden selbst wieder vermehrt; sie ist keine sentimentale Knochen-erweichung. Sie will weder alles Leid wegschieben und weglegen, noch es in Leidenssucht festhalten. Sie liebt den Menschen in seiner Gespanntheit auf die Idee hin, die in ihm Leben werden soll; sie liebt deshalb vor allem den, für den diese Verwirklichung behindert ist durch Krankheit, Not oder Sünde; sie sucht ihm diese Hemmungen nicht einfach aus dem Wege zu räumen, sondern ihm zur selbständigen Bewältigung der Hemmnisse zu verhelfen. Christliche Liebe will also nie den geliebten Menschen infantil und unselbständig, oder krank und sündhaft halten, sondern ihm zum Durchbrechen dieser Fesseln verhelfen und ihm so das Tor aufstoßen für das Mündig- und Reifwerden vor Gott.

Menschliche Schmerzverarbeitung kann erst beginnen, wenn der Mensch sich nicht einfach vom Schmerz überwältigen läßt, so daß alles an ihm nur Flucht ist, er sich austobt und ausschreit, sondern daß das Ich sich dem harten Zugriff des Schmerzes entwindet, ihn von sich abrückt, ihn objektiviert. Sich aus dem reißenden Strom auf ein Eiland flüchten, das festen Halt gewährt, von dem aus man zusieht, ist das Erste. Einen weiteren Schritt voran bedeutet es, wenn das Ich nicht nur „zu-sieht“, sondern dem Schmerz „ins Auge“ sieht, wie man einem Geliebten oder einem Gegner ins Auge sieht mit dem Willen, sich mit ihm zu messen, ihn niederzuringen, ihn zum Diener oder zum Freunde zu machen.

Nicht selten wird von Ärzten der Schmerz als Schutzreaktion in Frage gestellt unter Hinweis darauf, daß es Krankheiten gibt, die höchst gefährlich und lebensbedrohlich sind, aber doch schmerzfrei verlaufen, wie z. B. der Zerfall der Lunge bei der Lungentuberkulose oder die Krebsbildung, andererseits aber Schmerzen sinnlos sind, wenn sie keinen Zweck mehr haben, eine Gesundung gar nicht mehr möglich ist. Dennoch ist der Schmerz ein viel besserer Wegweiser für das Verhalten des Kranken wie des Arztes, als man gemeinheim zugeben will. Wie der Chirurg Hans Hellner sagt, beobachtet der aufmerksame Arzt immer wieder, daß viele Krebskranke, ohne eigentlich nennenswerte Schmerzen zu haben, doch genau merken, daß mit ihnen „etwas los ist“. Dieser „Vor-Schmerz“ aber wird von den meisten nicht ernst genommen. Man will es nicht wahrhaben, daß etwas nicht in Ordnung ist. Er ist unbequem, fordert Umstellung. Das Beachten seiner Mahnung würde zur Aufgabe der gewohnten Arbeit zwingen. Deshalb begnügt man sich zumeist, den Vor-Schmerz einfach zu betäuben. Ein Hinhören auf ihn, würde eine organismische Unordnung bewußt werden lassen und eine Aufgabe aufzeigen. Die ineinandergefügte Ordnung des Lebens ist in Frage gestellt; der Schmerz ist ein „sinnlicher Zweifel“ (Weizsäcker) an der Ordnung. Er will dem Menschen die Tatsache erschließen, daß die Lebensordnung seines Leibes als harmonisch schwebendes Gleichgewicht nicht einfach selbstverständlich ist. Er selbst wird aufgerufen, seine Pflicht zu tun und Bedrohungen der Harmonie abzustellen. Aber merkwürdig, anstatt auf die zunächst leise warnende Stimme des Vor-Schmerzes zu achten, sich in sachlicher Ruhe die Aufgabe klar zu machen und sie zu übernehmen, überläßt man sich der bösen Macht der Angst vor dem Unbekannten und sucht der Aufgabe zu entlaufen. Der stärkste Feind dieser Angst ist das Wissen. Wenn wir das helle Licht des Wissens darüber gewinnen, was nicht in Ordnung ist, was wir tun können, um die Unordnung abzustellen und uns zu schützen, dann bannt das Licht dieses Wissens die schwarzen Schatten der Angst. Der Mut kehrt zurück, wir werden unseres Lebens wieder froh.

So unvernünftig die mangelnde Bereitschaft ist, auf den Vor-Schmerz zu hören, so alltäglich ist sie. Ein englischer Arzt schildert sie aus eigenen

Erfahrung: „Neulich habe ich einen Kranken besucht. Er reist in internationalen Geschäften fortwährend in der Welt herum. Eine Woche ist er in London; vierzehn Tage später ist er in New York, drei Wochen darauf in Buenos Aires. Und die ganze Zeit quält ihn ein Zwölffingerdarmgeschwür. Vor einigen Monaten hatte er eine schwere Blutung und mußte eine Bluttransfusion vornehmen lassen. Wenn er sich nicht Ruhe gönne und keine Kur mache, wurde er gewarnt, riskiere er einen Rückfall. Er ist ein schwerreicher Mann. Geld spielt bei ihm keine Rolle. Würde er sich morgen zur Ruhe setzen, so könnte er für Essen, Kleidung, Wohnung und Vergnügen während des Restes seines Lebens wahrscheinlich nicht im entferntesten das Vermögen ausgeben, das er aufgehäuft hat. Aber die Gier nach Geld und nach der Macht, die das Geld verleiht, hat ihn erfaßt, und er hört einfach nicht auf das, was seine Ärzte ihm predigen. Vor ein paar Wochen sagte ich grimmig zu ihm: ‚...Ein Leichenhemd hat keine Taschen.‘ Darauf verglich er mich in seiner Antwort mit dem Unheilspredigten Jeremias. Seine Einstellung ist wirklich sonderbar. Er bildet sich ein, daß er alles, was er in dieser Welt begehrt, bezahlen kann, und da die Ärzte ihn nicht so kurieren, wie er kuriert zu werden wünscht, müssen sie nach seinem Urteil entweder dumm sein oder es ihm zum Trotz tun. Eine wunderliche Lebensanschauung! Sie scheint töricht. Sie ist auch töricht. Aber viele Leute in bescheideneren Stellungen denken und handeln heutzutage ganz genau so“.¹

Der Dichter Theodor Storm, der an Magenkrebs starb, hat, ohne zu wissen, an welcher Krankheit er litt, in einem Gedicht das Erlebnis des Vor-Schmerzes eindrucksvoll zum Ausdruck gebracht:

„Ein Punkt nur ist es, kaum ein Schmerz,
Nur ein Gefühl, empfunden eben;
Und dennoch spricht es stets darein,
Und dennoch stört es dich zu leben.
Wenn du es andern klagen willst,
So kannst du's nicht in Worte fassen.
Du sagst dir selber: ‚Es ist nichts!‘
Und dennoch will es dich nicht lassen.
So seltsam fremd wird dir die Welt,
Und leis verläßt dich alles Hoffen,
Bis du es endlich, endlich weißt,
Daß dich des Todes Pfeil getroffen.“²

Ohne dauernde Selbstbemühung und Selbstprüfung gelingt es nicht, die rechte Mitte zu finden zwischen hypochondrischer Unruhe, die kleine

¹ James Harpole, Am Puls des Lebens, Blätter aus dem Tagebuch eines Arztes, 1939, 72.

² Nach Hans Hellner: Schmerz und Schmerzbekämpfung, 1948, 35.

Mißstimmungen des Alltags ins Gespenstische vergrößert, und der aus Trägheit oder Versklavung an den „Betrieb“ geborenen Unwilligkeit, Störungen des Lebens durch ernsthaften Schmerz wahrhaben zu wollen. Beide Einseitigkeiten stellen Sackgassen des Lebens dar; die erste — für gewöhnlich ungefährlicher — entzieht immerhin den Hypochonder dem kraftvollen Schaffen und Wirken, während die zweite häufig mit vorzeitigem Tod bezahlt wird. Der verantwortungsbewußte Arzt nimmt bei seinem Patienten auch einen geringen Schmerz ernst, übertäubt ihn nicht durch schmerzstillende Mittel, sondern sucht in erster Linie seine Herkunft zu ergründen, um seiner Ursache zu Leibe zu gehen. Wir besitzen heute vorzügliche Mittel wie die Kombination SEE aus Skopolamin, Ephetonin und Eukotal, das sich vor allem im Kriege bewährt hat und Millionen von Soldaten Schmerzen gemildert hat; und doch wäre es — wie der erfahrene Chirurg Hans Hellner sagt — verhängnisvoll, laufend SEE zu verabreichen, „wie man das leider im Krieg in manchen Lazaretten gesehen hat, meist von seiten solcher Ärzte, die nicht erkannten, daß hinter dem Fortbestehen der Schmerzen eine fortschwellende Eiterung steckte“ (55). Nicht der Schmerz selbst will bekämpft werden, sondern seine Ursache.

Kann der Vor-Schmerz auf Strecken des Lebens noch aus dem Bewußtsein abgedrängt werden, so nicht mehr der eigentliche heftige Schmerz. Sein Erleben ist gezeichnet durch den Zwang des Ausgeliefertseins an ein Bohren, Klopfen, Schneiden, Ziehen, Kneifen, Brennen usf. In ihm herrscht das Pathische vor, das Dulden müssen der Störung und Zerrüttung nicht nur unseres vitalen Wohlseins, sondern auch unseres geistigen Selbstbesitzes. Je mehr das Leid die aktive Kraft des Leidenden lähmt, desto mehr macht die tätige Auflehnung einem schlaffen Sich-Mitschleppenlassen Platz. Viel stärker als bei allen anderen Erlebnisarten überwiegt beim Schmerz der Charakter des Zwanges, der Unfähigkeit zur Gegenwehr. Nichts ist so geeignet, die eigene Kreatürlichkeit vor Augen zu führen, als eben das Leid eines unausweichbaren Schmerzes.

Der leibhaftige Schmerz bannt in den Augenblick und benimmt jede Aussicht und Weitsicht. Er ist von einer solch brutalen Gegenwärtigkeit, daß auch der Versuch, über ihn hinauszudenken und hinauszuhoffen, an ihm selbst nichts ändert. Seelisches Leid ist weitgehend einer Beeinflussung durch eigenes Tun, Denken, Planen, Wünschen und Hoffen zugänglich, nicht aber der unmittelbare leibhaftige Schmerz. Er wirft Sinnen und Planen zu Boden; wehrlos findet sich das Ich seiner Allgegenwart preisgegeben. „Schmerz“ — sagt H. Plessner — ist wehrloses Zurückgeworfensein auf den eigenen Körper, so zwar, daß kein Verhältnis mehr zu ihm gefunden wird. Die schmerzende Region scheint übergroß ausgebreitet zu sein und die übrigen Regionen zu überlagern und gänzlich zu verdrängen. Man besteht nur noch aus Zahn, Stirn, Magen. Brennend, bohrend, schneidend, stechend, klopfend, ziehend,

wührend, flimmernd wirkt der Schmerz als Einbruch, Zerstörung, Desorientierung, als eine in bodenlose Tiefe einstrudelnde Gewalt“.³

Nichts überfällt den Menschen so elementar wie der leibhaftige Schmerz; er hemmt ihn in allen seinen Bereichen, in seiner Vital-Stimmung, seinen psychischen Kräften, seinem geordneten Denken, seinem Verhältnis zu seinem Werk und den anderen. Er läßt sich nicht wie eine Gedankenfrage lösen, abtun und beiseite stellen; er läßt sich auch nicht wie ein Affekt durch Aufmerksamkeitsentzug seine Kraft nehmen. Er ist einfach da und zwingt die ganze Person zu einer Antwort.

Gerade darin liegt aber auch der Sinn des scheinbar sinnlosen Schmerzes. Wie Hollands bekannter Psychologe Buytendijk in einer Monographie über den Schmerz sagt: „Weil vital sinnlos und für keine einzige psychische Funktion von irgendeiner Bedeutung, erfüllt er sich erst für die Person in einem existentiellen, darum ontologisch-metaphysischen Sinn. Er erfüllt sich in der Haltung, die der Mensch, schmerzhaft getroffen, zum Schmerz, zur eigenen leiblichen Existenz, zu sich selbst und dem Grund seines In-der-Welt-Seins, zu Gott findet. Der Schmerz ist der Prüfstein für das Eigentliche und Tiefste des Menschen. Dieses Eigentliche ist nicht der Charakter, die typische Grundstruktur des Individuums, sondern die Person, wie sie in ihren intentionalen Akten lebt und mit ihnen sich selbst durchsichtig werden kann.“⁴

Das Tier erliegt ohnmächtig dem Schmerz; seine Antwort ist Schreien und Sichwinden, Zeichen des ohnmächtigen Strebens, von ihm loszukommen. Hält beim Tier der Schmerz an, dann folgt auf den Schrei Stöhnen und Wimmern, dumpfes Schweigen; passiv ist es seinem Leiden ausgeliefert.

Des Menschen Antwort auf den Schmerz ist von vornherein mehr als die rein tierische, auch schon bei dem seiner noch nicht mächtigen Kinde. Die Menschlichkeit der kindlichen Schmerzantwort tut sich kund im Weinen, das über das Schreien und Stöhnen des Tieres hinaus eine zwar unwillkürliche, aber doch persönliche Reaktion auf den Schmerz darstellt. Vom Schmerz gepackt und bedrängt, in eine Grenzlage seiner Existenz gedrängt, in der er nichts mehr zu tun vermag, kapituliert der Mensch als Person im Weinen vor dem Schmerz. Es ist der „Akt der inneren Preisgabe“ (Plessner), der nur beim Menschen möglich ist. Ein Tier weint nicht, auch nicht vor Schmerz. Wenn ein Mensch vor Schmerz weint, als Person weint, so braucht er nicht zu wissen, daß er Person ist. Unvermögend, im Strom des Zeitlichen, im fließenden Jetzt aufgehen zu können, und doch machtlos und hilflos von der Natur aus ihrem Gang herausgesetzt, beweist er durch seine Tränen, daß er persönlich an diesem Unvermögen leidet. Ist diese Antwort auch die schwächste, weil

³ Hellmut Plessner, Lachen und Weinen, 1949, 152.

⁴ F. J. J. Buytendijk, Über den Schmerz, aus dem Holländischen übersetzt von H. Plessner, 1948, 138.

sie von einer Selbstpreisgabe herkommt, ist sie auch die einfachste und kindlichste Antwort, so ist das Weinen des Kindes doch unverkennbares Zeugnis persönlichen Seins. Tränen der Freude oder des Leides sind immer ein Zeichen dafür, daß der Mensch von der Macht des Augenblicks übermannt, überwältigt ist. Solches Überwältigtwerden gehört für das Kind zu den Alltäglichkeiten, für den erwachsenen Menschen aber zu den seltenen Ausnahmen; darum bleiben bei ihm die Tränen aufgespart für die seltenen Augenblicke, in denen auch ein reifer, selbstbeherrschter Mensch vom Erleben des Augenblicks überwältigt werden darf.

Zur Reifung der Persönlichkeit gehört es, daß der Mensch nicht bei jedem Schmerz weint, sondern sich beherrschen lernt. Der Zuruf der Erwachsenen bringt schon dem Kinde mit der Zeit zum Bewußtsein, daß das häufige Kapitulieren vor den kleinen Leiden des Alltags schmachhaft und entwürdigend ist, daß es sich für den tapferen Menschen gehört, sich selbst in die Hand zu nehmen, bei einem Schmerz nicht zu weinen, noch sich den Tränen hinzugeben, sondern sich zu „ermannen“.

Bei vielen Völkern nimmt die Erziehung zur Selbstbeherrschung und Standfestigkeit gegenüber dem Schmerz eine bedeutende Rolle ein. In den Reifungszeremonien primitiver Völker müssen die Jünglinge, bisweilen auch die Mädchen, beweisen, daß sie Schmerz und Marter tapfer auszuhalten vermögen. Erst nach diesem Beweis werden die Jugendlichen in den Kreis der Erwachsenen zugelassen. Hemmungslos und gellend schreien die homerischen Menschen wie Philoktetes und Laokoon ihren Schmerz hinaus. Vom Giftpfeil verwundet, schreit Philoktetes so markerschütternd und anhaltend, daß die anderen ihn auf einer Insel aussetzen. Was Erziehung zur Standfestigkeit gegenüber dem Leid vermag, beweist die spartanische und römische Erziehung. Bekannt ist der Bericht von dem spartanischen Knaben, der einen Fuchs gestohlen hatte und ihn unter seinem Rock versteckt hielt. Von einem alten Manne ins Gespräch gezogen, ließ er sich seinen Bauch von den Zähnen des Fuchses zerfleischen, ohne eine Miene zu verziehen, um nicht entdeckt zu werden und vor allem, um nicht den Tadel mangelnder Standhaftigkeit auf sich zu ziehen. Neben diesem namenlosen spartanischen Knaben, der um des Beweises der Standhaftigkeit willen starb, steht bei den Römern als bleibendes Symbol der Selbstbeherrschung Mucius Scaevola, der, in die Gewalt eines fremden Eroberers geraten, seine Rechte in ein Kohlenbecken hielt und sie, ohne eine Miene zu verziehen, verkohlen ließ, um dem Fremden einen Beweis römischer Standhaftigkeit zu geben. Auch unsere germanischen Vorfahren schätzten am höchsten jene mannhaftige Standhaftigkeit, die in Abenteuer, Gefahr und Krieg das Leid geradezu aufsuchte, um sich daran zu erproben. Wird freilich diese Haltung zum höchsten Ideal erhoben, so endet sie in Trotz und Verhärtung. Sie führt in die Sackgasse eines Stoizismus, der die Aufgabe, die der Schmerz stellt, nicht zu vernehmen und deshalb auch nicht zu bewältigen vermag.

Die menschliche Persönlichkeit kann sich auf die Dauer nicht in der Höhenluft geistiger Selbstgenügsamkeit erhalten; sie ist auf das gesunde In-Ordnung-sein der menschlichen Natur und auf die natürliche Freude als Antrieb von seiten dieser Natur angewiesen.

Es ist bezeichnend, daß die trotzige Verbissenheit dem Leid gegenüber als „männlich“ bezeichnet wird; sie ist unweiblich. Sie ist menschlich einseitig. Denn über das Standhalten hinaus gehört zur vollmenschlichen Schmerzverarbeitung die „Sorge“, das besorgte Hinhören auf das, was der Schmerz vermeint und fordert.

Was wir für gewöhnlich als spezifisch „männlich“ und „weiblich“ ansprechen, sind zwei Extremfälle, die — wenn sie einseitig und mit Unterdrückung des Gegenteiles erstrebt werden — die harmonische Vollmenschlichkeit zerstören. Auch zur gereiften Frau gehört die Selbstbeherrschung, „tapfer“ einen Schmerz aushalten zu können, ohne sofort zu weinen, wie auch dem Manne sich der Sinn des Schmerzes nicht darin allein erfüllen kann, ihn mit verbissenem Mut durchzuhalten. Selbstbeherrschung ist nicht die höchste aller Tugenden; sie führt leicht zu verschlossenem Hochmut. Höher steht die Demut, die zwar mit tapferer Selbstbehauptung gepaart, aber doch gewillt ist, die Warnung und Mahnung des Schmerzes zu vernehmen und sie zu befolgen. „Wie sehr der Heroismus — sagt Buytendijk — die Grenzen des platten Naturalismus und Utilitarismus auch überschreitet, dem Menschen eine normative Forderung stellt, wie wertvoll die Verkündigung des Heroismus im Neoklassizismus und romantischen Idealismus als Versuch gewesen sein mag, um die europäische Zivilisation aus dem Bann charakterlosen Lust- und Ruhesuchens zu befreien, ist doch sein Ergebnis für die feinere sittliche Struktur vernichtend. In der Kälte seines Klimas von Hochmut und Pessimismus erfriert die zarte Liebe und Einfalt des Herzens, die den Menschen heimlich an das absolute Sein eines persönlichen Gottes binden und in unendlicher Bewegung auf Vollkommenheit und echte Freiheit gerichtet sind. Diese Bindung sucht die Religion im Dienst an Gott und in der Nachfolge Christi. Ohne eine relative Anerkennung der Mannhaftigkeit und der heroischen Haltung zum Schmerz auszuschließen, kann sie dank ihrer letzten Prinzipien in dieser Haltung nicht die höchste Sinn-erfüllung des Schmerzes sehen“ (Vom Schmerz 157). Auch der verbissene Mut hebt die wirkliche Not nicht auf; er läßt sie weiter bestehen und hat auf die Dauer die innere Vergiftung der Verbitterung zur Folge.

Von hier aus läßt sich auch ein Maßstab für die Bewertung der Schmerzbekämpfung gewinnen. So verhängnisvoll es sein kann, die Warnung eines Schmerzes auszuschalten, so gibt es doch sinnlose, gräßliche Schmerzen bei organischen Zerstörungen, die nicht mehr heilbar sind. Solche übermächtigen, sinnlosen Schmerzen lassen eine persönliche Bemühung um menschliche Verarbeitung oft nicht oder kaum aufkommen. Hier ist die Schmerzlinderung und Ausschaltung berechtigt. Bei fortge-

schrittenen Krebsleiden, die in große Nervenplechte eingebrochen sind, kommt es zu unerträglichen neuritischen oder neuralgischen Schmerzen. In solchen Fällen wendet die heutige Chirurgie die „Chordotomie“, die Durchtrennung der Schmerzbahn im Rückenmark an. Mit der Ausschaltung der Schmerzbahn gehen auch die Temperaturempfindungen verloren, während alle anderen Empfindungen wie Druck- und Berührungsempfindung, Lage- und Bewegungsgefühl erhalten bleiben. Hans Hellner berichtet über die Durchführung der „Chordotomie“: „Ich habe die Chordotomie im letzten Jahr wiederholt bei unheilbaren und mit fürchterlichen Schmerzen behafteten Krebsträgern gemacht. Die bedauernswerten Kranken wurden danach wirklich schmerzfrei. Morphin, auch in höchsten Dosen, wirkte bei diesen Patienten nicht mehr! Die Einwände, die Chordotomie wäre gefährlich und lohnte sich nicht mehr in Anbetracht der doch meist nur noch kurzen Lebenszeit, kann ich nicht anerkennen... Eine Patientin mit Wirbelmetastasen und ein Patient, der Metastasen im Plexus solaris nach einem Billroth II wegen Magenkrebs vor einem Jahre hatte, lebten nach der Chordotomie noch ein Jahr schmerzfrei“ (Schmerz und Schmerzbekämpfung 58 f.). Freilich — und das ist eine Schattenseite, die mit berichtet werden muß — „die Patienten glauben in dem Augenblick, wo sie die Schmerzen los sind, daß sie gesund werden, und blühen förmlich auf, wenn es auch nur eine Scheinblüte ist“ (59).

Hier sei noch eine Bemerkung über die Schmerzen der Martyrer angefügt. Die heroische Tapferkeit, mit der Martyrer gräßliche Qualen ertrugen, muß dem unverständlich bleiben, der den Glauben der Martyrer nicht teilt und ihn nicht als Kraftquelle gelten lassen will. Daher rührt es, daß in medizinischen Fachkreisen mit einer kategorischen Selbstverständlichkeit immer wieder die Behauptung nachgesprochen wird, die Martyrer hätten den physiologischen Schmerzapparat ihres Leibes abschalten können und überhaupt keinen Schmerz empfunden. „Der Martyrer empfindet keinen Schmerz“ — diesen Satz stellt Hellner einfach hin (33). Martyrer haben sich — so sagt man — in eine Exstase versetzt und sich dadurch schmerzunempfindlich gemacht. Zu dieser Behauptung sollte man einmal besinnlich das Haupt des heiligen Laurentius betrachten, das in der päpstlichen Schatzkammer aufbewahrt wird. Es ist vielleicht die ergreifendste Reliquie, die es gibt; das Fleisch zeigt die Spuren der Verbrennung, ein schmerzlicher Krampf verzerrt den Mund.⁵ Das gleiche können auch die überlieferten Augenzeugenberichte lehren: die meisten Martyrer haben ihre Schmerzen empfunden und oft gräßlich darunter gelitten. Aber auf den hin gerichtet, der alle Not zu wenden vermag, haben sie es vermocht, das Leid durchzustehen, um dafür die Siegespalme des Überwinders zu empfangen.

⁵ Das Bild findet sich z. B. in Chéramy, das Antlitz des christlichen Rom, 1926, 29.